

Romanistische
Arbeitshefte

29

Herausgegeben von
Gustav Ineichen und Bernd Kielhöfer

Peter Blumenthal

Sprachvergleich Deutsch–Französisch

*2., neubearbeitete und
ergänzte Auflage*

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1997



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Blumenthal, Peter:

Sprachvergleich deutsch–französisch / Peter Blumenthal. – 2., neubearbeitete und ergänzte Auflage. – Tübingen : Niemeyer, 1997
(Romanistische Arbeitshefte ; 29)

ISBN 3-484-54029-X ISSN 0344-676-X

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1997

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Einband: Industriebuchbinderei Hugo Nädle, Nehren

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Syntax	8
1.1 Unterschiede im Satzbau	8
1.1.1 Erste These	9
1.1.2 Zweite These	11
1.1.3 Dritte These	14
1.1.4 Vierte These	17
1.1.5 Auszählungen	20
1.1.6 Aufgaben	23
1.2 Gleichordnung und Unterordnung	25
1.2.1 Unterschiedliche Hierarchisierung der Information	27
1.2.2 Quantitative Unterschiede	28
1.2.3 Aufgaben	30
1.3 Wortstellung, Mitteilungswert und Satzverflechtung	31
1.3.1 Grammatische Regularitäten	32
1.3.1.1 Leistungen der Wortstellung	33
1.3.1.2 Stilistische Möglichkeiten und Grenzen des Französischen ..	35
1.3.2 Kommunikative Regularitäten	36
1.3.2.1 Thema-Rhema-Gliederung	37
1.3.2.2 Subjektiver Mitteilungswert	38
1.3.3 Thematisierende Voranstellung und Satzverflechtung	39
1.3.4 Aufgaben	46
2. Vergleiche auf onomasiologischer und semasiologischer Grundlage	48
2.1 Zeit und Tempusformen	48
2.1.1 Drei Ebenen des Tempusvergleichs	49
2.1.2 Dynamik vs Statik	52
2.1.3 Mitteilungswert	55
2.1.4 Leistungen	58
2.1.5 Exkurs: Zeitliche Deixis	59
2.1.6 Aufgaben	61

VI

2.2	Raum.....	63
2.2.1	Vier Typen räumlicher Orientierung	64
2.2.2	Zum Stellenwert räumlicher Orientierung in beiden Sprachen	66
2.2.3	Raum in der Lexik	70
2.2.4	Attributive Bestimmungen des Raumes	71
2.2.5	Aufgaben	72
2.3	Identität und Menge (Artikelwörter)	73
2.3.1	Ein Modell der Determinierung.....	73
2.3.2	Bestimmtheitsgrade	75
2.3.3	Kontraste	78
	2.3.3.1 Verschiedene Einstufungen der Bestimmtheit.....	78
	2.3.3.2 Häufung indefiniter Substantive	81
	2.3.3.3 Zum Ausdruck des Generischen	82
2.3.4	Aufgaben	88
3.	Perspektivierung und Abtönung	90
3.1	Perspektivierung.....	90
3.2	Abtönung	92
3.3	Aufgaben	99
4.	Fragestellungen der vergleichenden Lexikologie	101
4.1	Einzelne Wörter	101
4.2	Zur Problematik von Wortfeldern und Begriffssystemen	104
4.3	Umfassende Wortschatzvergleiche.....	107
4.4	Aufgaben	111
5.	Kontrastive Textlinguistik.....	113
5.1	Grundbegriffe	114
5.2	Textstrukturen in einem europäischen Schulbuch	118
5.3	Makrostrukturelles	119
5.4	Inkohärenzen	121

5.5 Kohäsion durch Opposition oder Inklusion	124
5.6 Schlußfolgerungen	126
5.7 Aufgaben	128
Zusammenfassung und Ausblick	129
Texte und Übersetzungen	131
Bibliographie	133

Einleitung

Auf die Gefahr hin, den im Augenblick vielleicht noch geneigten Leser gleich zu Anfang durch einen Schuß Pedanterie zu vergrämen, könnte man das Buch mit einer syntaktischen Überlegung zum Titel *Sprachvergleich Deutsch-Französisch* beginnen lassen. Diese Konstruktionsweise ist zwar in Titeln völlig üblich, syntaktisch aber nicht leicht zu analysieren. Entspricht die Nachstellung des bestimmenden Elementes *Deutsch-Französisch* dem Modell von *Whisky pur/Forelle blau*, von *Röslein rot* oder von *Der Fall Mattei*?

Intuitiv scheint keine dieser Lösungen befriedigend. Und warum würde man im Französischen der wörtlichen Übersetzung (*Comparaison allemand-français*) wahrscheinlich eine Formulierung nach dem Muster von *Grammaire comparée de l'allemand et du français* vorziehen? Soll man sich nun mehr über die syntaktische Struktur des deutschen Titels oder über die Problematik einer wortgetreuen Übersetzung wundern? Wer sich wundert, findet etwas anormal – aber wo liegt der Maßstab für eine Normalität, die für das Deutsche und Französische in gleicher Weise verbindlich wäre? Auf all diese Fragen möchte ich schon deshalb nicht antworten, weil mir nichts Schlagendes dazu einfällt. Sie sollten hier nur den Alptraum des Sprachvergleichs veranschaulichen: nicht zu wissen, auf welcher gemeinsamen Grundlage man welche Strukturen womit vergleicht. Ich verspreche, daß dies im folgenden nicht mehr vorkommen soll (jedenfalls nicht allzu oft...).

Als Vergleichsgrundlage (*tertium comparationis*) verwende ich für den ersten, der Syntax gewidmeten Teil des Buches ein noch genauer zu erläuterndes Grammatikmodell, das einige Kerngedanken der Dependenzgrammatik übernimmt; diese hat sich bisher schon in zahlreichen kontrastiven Untersuchungen bewährt. Aber spätestens das letzte Kapitel des ersten Teils (Wortstellung) macht deutlich, daß man selbst innerhalb der Syntax nicht ohne weitere Prinzipien auskommt. Der zweite und dritte Teil untersuchen – in kleinen Ausschnitten – den Umgang beider Sprachen mit den Kategorien Zeit, Raum und Identität sowie die Subjektivierung des Ausdrucks. Sie sind im Grenzbereich zwischen Syntax und Semantik angesiedelt und können deshalb bisweilen auf die zuvor entwickelten Vorstellungen zurückgreifen. Im übrigen erweisen sich hier zusätzliche Vergleichsgrundlagen als unumgänglich, und zwar übereinzelsprachliche Definitionen, Konzepte aus der Pragmatik und die Bezugnahme auf das Gemeinte, also die außersprachliche Wirklichkeit (Referenz).

Letzterer Ansatz bildet die wichtigste, aber eine nicht unproblematische Grundlage des lexikologischen Teils: Beim zwischensprachlichen Vergleich von Wörtern oder Wortgruppen wird man zumindest stillschweigend zu der Prämisse gezwungen sein, daß diese sich auf eine gleiche oder ähnliche Wirklichkeit beziehen.

Der abschließende textlinguistische Teil, der in dieser Auflage neu hinzukommt, stellt schon aufgrund seiner relativen Kürze ein kleines Risiko dar. Das Thema böte genug Stoff für eine üppige Monographie. Denn es bestehen zwar in der deutschen und der französischen Kulturgemeinschaft recht genau beschreibbare Traditionen der Textstrukturierung. Diese sind aber weder historisch unwandelbar noch zu irgendeiner Zeit uniform. Vielmehr trifft man in beiden Sprachräumen auf eine Vielzahl von mehr oder weniger genormten Textstrate-

gien, deren Natur sowohl vom jeweiligen Gegenstandsbereich als auch von der Textsorte (z.B. Todesanzeigen, Leitartikel, Kochrezepte, Reklamesprüche) abhängen. *Tertium comparationis* ist hier alles bisher Genannte, denn im Text fließen sämtliche syntaktischen, semantischen, pragmatischen und referentiellen Unterstrukturen der Sprache zusammen. Andererseits hat die Textlinguistik aber auch ihr eigenes begriffliches Instrumentarium geschaffen (u.a. Kohäsion, Kohärenz), das als übereinzelsprachliche Vergleichsgrundlage dienen kann. Wie dem auch sei, die kontrastive Textlinguistik kann hier aus Platzgründen nicht über die exemplarische Vorstellung von Einzelproblemen einer einzigen Textsorte hinausgelangen.

Zur Semantik des Buchtitels schulde ich dem Leser etwas klarere Auskünfte als zu dessen Syntax. Der Name „Sprachvergleich“ ist für das Vorhaben angemessener als der engere Begriff der „kontrastiven Analyse“, der auf ausschließliche Anwendungsorientierung hindeuten würde. Zwar besäße dieses Buch kaum eine Daseinsberechtigung, wenn es nicht auch praktisch und unmittelbar verwertbare Einsichten in die Struktur der Fremdsprache vermittelte und so manchen Grammatik- oder Stilfehler in der Übersetzungsklausur zu vermeiden erlaubte; einige Abschnitte sind aber – nach den Maßstäben der Fremdsprachendidaktik – schlichtweg anwendungsfern. Grundsätzlich strebe ich einen synchronen Vergleich des modernen Zustandes beider Sprachen an; bisweilen werden jedoch Texte vorgelegt, die sich weit von der heutigen Gebrauchsnorm oder „Standardsprache“ – was auch immer das heißt – entfernen, so ein Gedicht von Trakl und ein syntaktisch bemerkenswerter Satz von Kant. Gerade an solchen Extremfällen der Sprachverwendung können schlagartig Möglichkeiten und Grenzen des Sprachsystems sichtbar werden, die man aus der Gebrauchsprosa nur mühsam zu rekonstruieren vermöchte. Eine bedauerliche Lücke innerhalb der untersuchten, sonst recht vielfältigen Sprachregister: Gesprochene Sprache kommt nur in beschränktem Maße zur Geltung. Wer über Transkriptionen gearbeitet hat, weiß, daß man die direkte Rede in Romanen oder Wiedergaben von Patientengesprächen und angeblich authentische Aufzeichnungen von „Bekanntnissen“ (vgl. unser Korpus) nur mit einem faustdicken *granum salis* als gesprochene Sprache bezeichnen kann. Die Gründe, aus denen gesprochene Sprache nicht in angemessener Weise berücksichtigt wird, liegen im Methodischen: Ein wichtiger Ansatzpunkt für unseren Vergleich sind Übersetzungen, die für wirklich gesprochene und spontane Sprache aber kaum existieren. Oder sollte man Claire Bretéchers Frustrierte hier in die Pflicht nehmen?

Die methodischen Probleme dieser Arbeit verlangen noch einige grundsätzliche Überlegungen. Vor den Gefahren des Übersetzungsvergleiches als Weg zum Sprachvergleich ist schon oft und bisweilen nicht ohne Übertreibungen gewarnt worden. Ja, natürlich gibt es gute und schlechte Übersetzungen; auch besitzt jeder Übersetzer seine persönlichen stilistischen Vorlieben, und die vorgeschlagene Formulierung bildet niemals die einzig mögliche. Aber es wird doch kein Linguist ernsthaft erwägen, einen Sprachvergleich auf nur einer Übersetzung aufzubauen. Schon der gesunde Menschenverstand läßt hier eine möglichst große Varietät als ratsam erscheinen: Übersetzungen vieler Bücher, die zu verschiedenen Textgruppen gehören (Literatur, Fachsprache, journalistische Texte, Erlebnisberichte usw.); womöglich mehrere Übersetzungen des gleichen Buches; Übersetzungen in beide Richtungen. Nur so lassen sich die Zufälligkeiten des Individual- oder Gruppenstils einigermaßen ausgleichen. Im übrigen gilt, daß ein paar Beispiele für eine sprachliche Erscheinung noch keine „Tendenz“ ausmachen. Sie sind zumindest im Verhältnis zu den – so gut wie immer auffindbaren – Gegenbeispielen zu gewichten. Berücksichtigt man diese selbstverständlichen Vorsichtsmaßregeln, so ist nicht einzusehen, warum die Arbeit mit Übersetzungen nicht zu ausgewogenen Ergebnis-

sen führen sollte. Mit Vor- und Nachteilen, die zu offensichtlich sind, als daß man sie näher ausführen müßte, kann man den Übersetzungsvergleich auch durch die Arbeit an Texten ersetzen, die ähnliche Themen auf ähnlichem Stilniveau behandeln, also z. B. an Artikeln aus *Le Monde* und der *FAZ* oder an deutschen und französischen Schulbüchern der gleichen Jahrgangsstufe.

Die so gewonnenen Beispiele stellen das Rohmaterial dar, das einer Frage von grundlegender Bedeutung zu unterwerfen ist: Liegen die beobachteten Kontraste auf der Ebene des Sprachsystems oder aber auf der des Stils bzw. des Sprachgebrauchs (individuelle Vorlieben, Norm der jeweiligen Textsorte, Gebrauchsnorm)? Im ersten Falle verfügen beide Sprachen nicht über die gleichen Möglichkeiten, die Unterschiede sind essentiell; im zweiten unterscheiden sich die Sprachen nur durch die Üblichkeitsgrade oder stilistischen Werte von im Prinzip sprachrichtigen Ausdrucksweisen. Die Differenzierung zwischen den beiden Fallgruppen ist umso leichter durchzuführen, je eindeutiger die jeweilige Vergleichsgrundlage definiert ist.

Eine ebenso wichtige Quelle des Sprachvergleichs sind Grammatiken beider Sprachen. Wenn sie vom gleichen Sprachmodell ausgehen, erleichtert dies zweifellos die weitere Arbeit. Für das Gesamtergebnis ist die Qualität der jeweiligen Grammatiken aber entscheidender. Für das Deutsche habe ich mich mit Vorliebe an Helbig/Buscha (1994) gehalten, eine Grammatik, der man die Konzeption für den Ausländerunterricht wohlthuend anmerkt. Für das Französische finden sich ausgezeichnete grammatische Beschreibungen und Zusammenfassungen der Forschungsdiskussion in den linguistischen Rahmenartikeln des Wörterbuchs *Grand Larousse de la langue française*; sie stammen größtenteils aus der Feder von H. Bonnard. Weniger problemorientiert, aber auf der Grundlage eines neueren Forschungsstandes informiert Maingueneau (1994). Von großem Nutzen sind auch deutsche Schulgrammatiken des Französischen und französische Schulgrammatiken des Deutschen, da sie oft aus kontrastiver Sicht auf die speziellen Schwierigkeiten der Fremdsprache eingehen.

Einige weitere hier benutzte Quellen brauchen nur kurz genannt zu werden:

- auf Interferenz (störendem Einfluß eines Sprachsystems auf die Leistungen in einer anderen Sprache) beruhende Fehler zweisprachig aufwachsender Kinder in beiden Sprachen;
- Sinnfehler in gedruckten Übersetzungen;
- Fehler in Klausuren (Staatsexamen, gymnasiale Oberstufe);
- Beobachtungen von in Deutschland arbeitenden Französischlehrern und Lektoren französischer Herkunft.

Die beiden letzten Quellen deuten schon darauf hin, daß dieser Sprachvergleich nicht ganz richtungsneutral ist: Bei der Materialbeschaffung und auch bei der Anlage der Übungen genießt die Perspektive Deutsch – Französisch ein leichtes Übergewicht.

Eine Informationsquelle hohen Rangs bieten schließlich die bereits vorhandenen deutsch-französischen Sprachvergleiche¹. Sie sind als sachlicher und psychologischer Ausgangspunkt für die Arbeit in diesem Bereich ganz unverzichtbar. Wer über Sprachvergleich schreibt, ist seinerseits im sprachpraktischen Teil seines Studiums durch eine umfangreiche Literatur zu diesem Thema mitgeprägt worden, und nicht zuletzt durch die klassische, wenn

¹ Einen ausgezeichneten Überblick über den Stand der Forschung gibt Gréciano 1998.

auch in vielem angreifbare Darstellung von Malblanc (1968). Fast zu jedem Kapitel des vorliegenden Buches konnte mit Gewinn eine aus der Schule M. Wandruszkas hervorgegangene Untersuchung konsultiert werden. Am meisten verdanke ich erheblich älteren Werken: Strohmeier (1924) und Bally (1932¹; 1965⁴) –, ohne daß ich sicher wäre, den Gedankenreichtum des großartigen Buches von Bally wirklich ausgeschöpft zu haben. Wenig Nutzen habe ich dagegen aus zwei jüngeren und sehr umfangreichen Sprachvergleichen ziehen können: Zemb 1978/1984 und Glinz 1994. Zembs Logik, der zufolge das Nebeneinander einer deutsch geschriebenen Grammatik des Französischen und einer französisch geschriebenen Grammatik des Deutschen zu einer „vergleichenden Grammatik“ führt, leuchtet mir zumindest so lange nicht ein, wie der Sinn als Übergeordnetes und Gemeinsames nicht deutlicher herausgearbeitet wird. Interessantes Anschauungsmaterial liefern allerdings die Übersetzungsvergleiche am Ende des 2. Bandes (807ff). Glinz hat seine vergleichende Grammatik der Schulsprachen Deutsch, Französisch, Englisch und Latein einem breiteren Leserkreis zugedacht; dieser wäre aber zumindest für das Französische mit einer der gängigen Schulgrammatiken der Oberstufe, die ja zumindest implizit oft auch vergleichende Elemente enthalten, wohl besser bedient; denn bei der riesigen zu verarbeitenden Materialfülle aus vier Sprachen bleibt für eine genauere kontrastive Analyse trotz eines Umfangs von fast 1000 Seiten nur wenig Raum.

Von den methodischen Voraussetzungen und Quellen des Sprachvergleichs nun zu den möglichen Ergebnissen und zu seiner „Ideologie“. Ein noch vor wenigen Jahren oft zur Gretchenfrage hochstilisiertes Problem lautete: „Wie hältst Du es mit der Weltbildthese?“ Unter Weltbildthese versteht man die Auffassung, daß unsere Erfahrungsweisen der Wirklichkeit durch die Struktur der Muttersprache (mit-)bestimmt werden. Was diese These – die heute zumindest beim Vergleich europäischer Sprachen untereinander nicht gerade hoch im Kurs steht – für das Deutsche und das Französische bedeuten könnte, hat Luther (1970, 135-155) aus der Sicht des Anhängers zusammengefaßt. *Le style, c'est la nation* – mit diesem aus dem 19. Jh. stammenden Topos, einer Abwandlung von Buffons bekanntem Wort, läßt sich Luthers Überzeugung pointiert umschreiben. Es wäre unangebracht, solche Meinungen mit einer blasierten Handbewegung beiseite zu schieben; daß die forschungsgeschichtlich Späteren bisweilen sogar in den Geisteswissenschaften nuanciertere Einsichten als ihre Vorgänger haben, ist nicht unbedingt ihr Verdienst. Andererseits scheint das Weltbildthema zumindest in der Sphäre feuilletonistischer Geistreicheleien geradezu unausrottbar. So wurde vor einiger Zeit von europäischen Zeitungen nicht ohne Genugtuung aufgenommen, daß sich der japanische Nobelpreisträger für Medizin des Jahres 1987, Susumu Tonegawa, bewundernd zu der Symbiose von westlicher Sprache und westlicher Wissenschaftsmentalität äußerte:

Constatant le manque d'engouement de ses compatriotes pour la recherche scientifique, le professeur Tonegawa a souligné qu'historiquement c'est en Occident que la science s'est développée. Selon lui, les Japonais doivent modifier leur méthodologie en conséquence: „Peut-être, a-t-il dit, devrions-nous même changer notre façon de penser dans le domaine scientifique en essayant de raisonner en anglais.“ (*Le Monde*, 14.10.1987)

Trotz solch gewichtiger Stimmen soll hier aber vor einer besonders für die ältere Forschung typischen Verirrung gewarnt werden: der Neigung, Sprachstruktur, kulturelle Eigenarten und die Leistungen der Geistesgrößen des jeweiligen Landes (beliebt sind bei derartigen Argumentationen vor allem Descartes und Kant) in einen Topf zu werfen und zwischen diesen Gegebenheiten tiefeschürfende Gemeinsamkeiten und gegenseitige Abhängigkeiten zu entdecken.

Da derartige Probleme im folgenden mehrmals anklingen, möchte ich in wenigen Sätzen meine Auffassung erläutern. Aus der Perspektive einer nicht dem europäischen Kulturkreis zugehörigen Sprache erscheinen mögliche weltbildrelevante Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem Französischen als so gut wie inexistent. Und trotzdem stellt sich bei einer nuancierteren Untersuchung heraus, daß die Gegebenheiten des Sprachsystems sowie ausgeprägte Stiltraditionen die Aufmerksamkeit, die der Sprecher für die wiederzugebenden Sachverhalte aufwendet, bisweilen in verschiedener Weise steuern und fokussieren². Ich denke dabei weniger an offensichtliche, aber nur an Einzelfälle gebundene Divergenzen im Wortschatz als an unterschiedliche Gewohnheiten in der Erfassung von Raum, Zeit und Subjektivität sowie in der Strukturierung von Texten. Allerdings handelt es sich oft um graduelle Unterschiede; die großen Antithesen vom Schlage statisch vs dynamisch, abstrakt vs konkret, analytisch vs synthetisch, auf die man vor nicht allzu langer Zeit – nicht ganz ohne Mitschuld von Bally – die Gegensätzlichkeit des Deutschen und Französischen reduzieren zu können hoffte, sind zwar bei sorgfältiger Definition in Teilbereichen nicht nutzlos, dürfen aber nicht als bequeme Totalerklärungen mißbraucht werden. Und vor allem: Die unterschiedliche Steuerung der Aufmerksamkeit impliziert vielleicht eine etwas andere Schwerpunktsetzung und Perspektivierung bei der Formulierung von Sachverhalten, aber nicht den Zwang zu einem grundsätzlich anderen Denken, Fühlen und Werten. Man wird es den aufstrebenden Kognitionswissenschaften überlassen müssen, durch interdisziplinäre Zusammenarbeit etwas Licht in diese verworrene Problematik zu bringen. Sie auf die allzu pauschale Frage nach dem Zusammenhang zwischen Denken und Sprechen zurückzuführen, gilt heute nicht mehr als sinnvoll.

Deutlicher ausgeprägt als die grammatisch und lexikalisch beschreibbaren Gegensätze zwischen den Sprachen ist auf einer Reihe von Gebieten der Unterschied im pragmatischen Gebrauch, den beide Kulturgemeinschaften von ihrer Sprache und insbesondere von bestimmten Textsorten machen. Die Pragmatik als Teildisziplin der Linguistik interessiert sich für die Gründe, Begleitumstände (einschließlich Vorwissen und Erwartungen der Gesprächspartner) und Ziele des Sprechens – oder auch des Schweigens. Wie aufschlußreich vergleichende pragmatische Untersuchungen sein müßten, wird des öfteren in Artikeln und Handbüchern behauptet, aber leider zu selten in wissenschaftlich überzeugender Form bewiesen. Dabei ist die Fragestellung so alt wie der deutsch-französische Sprachvergleich: Man kann zu diesem Thema die Lektüre zweier Kapitel eines 1810 erschienenen Buches kaum genug empfehlen, nämlich „De l'esprit de conversation“ und „De la langue allemande dans ses rapports avec l'esprit de conversation“ in Mme de Staëls *De l'Allemagne*; ihre Beschreibung der in beiden Ländern unterschiedlichen psychologischen und sozialen Funktion der Unterhaltung dürfte auch heute ihre Gültigkeit nicht völlig verloren haben. Gerade aus vergleichender pragmatischer Sicht sollte man aber nicht nur vom Sprechen reden, sondern auch vom Schweigen: Gewiß variiert die Toleranz gegenüber dem Schweigen (etwa beim Mittagessen) in jedem Land von Familie zu Familie; daß es darüber hinaus aber auch kulturspezifische Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich gibt, bleibt oft schon dem Austauschschüler im anderen Land nicht verborgen. Konkrete (!) pragmalinguistische Untersu-

² Abel 1981, 484-486; Schwarz/Chur 1996, 67. Die Fähigkeit und Eigenschaft, die Wahrnehmung von Wirklichkeit durch Auswahl zu steuern, besitzt über die Sprache hinaus auch jedes kulturelle System als Ganzes (vgl. Besançon 1995, 183).

chungen vergleichender Art kann man jedoch an den Fingern einer Hand abzählen,³ und auch die ethnomethodologische Konversationsanalyse ist hier kaum über recht banale Erläuterungen zu deutschen und französischen Textkorpora hinausgelangt. Noch kaum untersucht⁴ sind so wichtige Themen wie der unterschiedliche Stellenwert politischer Rhetorik in beiden Ländern oder sprachliche Kontraste in der kommerziellen Werbung. Die Aufmerksamkeit des landeskundlich interessierten Sprachwissenschaftlers würden aus kontrastiver Sicht auch neuere und teilweise modebedingte gesellschaftliche Erscheinungen verdienen: Wie wirkt sich beispielsweise „politische Korrektheit“ in Deutschland und Frankreich aus, wie geht man in beiden Ländern mit den sprachlichen Aspekten der „sexuellen Belästigung“ um (als „belästigend“ eingestuft Sprachgebrauch, juristische Formulierungen von Definitionsmerkmalen für „Belästigung“)?

Gerade weil im Rahmen dieses Arbeitsheftes in Anbetracht der Forschungslage noch kein eigenes Kapitel über vergleichende Pragmatik gerechtfertigt erscheint, soll der pragmatische Aspekt bestimmter sprachlicher Erscheinungen in mehreren Abschnitten nachdrücklich neben dem syntaktischen und dem semantischen herausgearbeitet werden.

Zum Schluß noch eine Bemerkung in (nicht nur) eigener Sache und einige daran anknüpfende Überlegungen. Mir war immer etwas unwohl, wenn ich in dieser Arbeit reichlich unscharf formulierte, eine Sprache habe eine „Tendenz“ oder „neige“ zu dieser oder jener Ausdrucksweise. In älteren Arbeiten liest man bisweilen in diesem Sinne, „der Geist des Sprechenden“ oder „die Sprache“ *liebe* z.B. das Aktiv oder den unpersönlichen Ausdruck (vgl. Strohmeier 1924, 267). Solche leicht animistischen und metaphorischen Wendungen sind beim Sprachvergleich fast unvermeidlich und können wohl auch keinen großen Schaden anrichten. Aber wer oder was liebt eigentlich, wenn eine bestimmte Konstruktion geliebt wird? Wollte man die Frage angemessen in moderne Terminologie übertragen, käme man wahrscheinlich nicht ohne das Wort Norm aus – Norm als Inbegriff der in einer Sprachgemeinschaft üblichen Ausdrucksweise, die anderen, vom System her ebenfalls möglichen Formen vorgezogen wird. Zu sagen, daß sich die Norm historisch herausbildet, wäre eine Banalität. Die diachrone Herleitung des Tatbestandes erklärt noch nicht das synchrone Wirkungsprinzip der Norm: Aufgrund welcher Kräfte tendiert der Sprecher eher zu einer Ausdrucksform als zu einer anderen? Zu diesem Problem gibt es möglicherweise Neues – nicht im Sinne der endlich erreichten Patentlösung, sondern einer umfassenderen Fragestellung, die aus einer Wiederbelebung der Gestalttheorie in der heutigen Sprachpsychologie resultiert. Die Gestaltpsychologie ist zunächst eine Theorie der Wahrnehmung; sie beschreibt u.a., nach welchen Gesetzen wir spontan bei der Erfahrung von Wirklichkeit deutliche und leicht behaltbare, also „prägnante“ Formen zu erfassen versuchen. Unter „Prägnanztendenzen“ versteht man unsere Neigung, Gegenstände der Wahrnehmung in Richtung auf prägnante Gestalten zu verbessern, z.B. fast parallele Figuren parallel zu sehen und Lücken zu ergänzen. Prägnante Formen sowohl der Wahrnehmung als auch höherer geistiger Vorgänge wie Problemlösung und Sprechen können aber auch gelernt werden. Prägnanzen finden sich, so heißt es in einer moderneren Darstellung zur Gestaltpsychologie, „in vielen semantischen und syntaktischen

³ Z.B. Wylie 1981, Bertaux/Laroche-Bouvy 1982; Hall/Hall 1984 (besonders 72f); Hall/Hall 1990, 220; Spillner 1992.

⁴ Und dies trotz des verheißungsvollen Buchtitels von Bandhauer (1989).

Merkmale und im Sprachstil“ (Ertel 1981, 114). Auf sprachlichem Gebiet entspricht die Prägnanztendenz dem Bemühen, die Informationsübermittlung durch bevorzugte Verwendung häufiger, erwartbarer und somit redundanter Ausdrucksformen zu erleichtern. Eben diese könnten diejenigen sprachlichen Strukturen sein, so lautet die hier anzudeutende Hypothese, die von der vergleichenden Sprachstilistik als die normtypischen ausgemacht werden. Eine solche Hypothese verschiebt das oben gestellte Problem nur („was liebt?“), sagt der Skeptiker. Ja, hoffentlich in die richtige Richtung!

Von Unbehagen war im letzten Abschnitt die Rede. Ganz zum Schluß möchte ich aber auch von Behagen sprechen, oder besser von Vergnügen. Wenn einmal der Blick für die unterschiedlichen grammatischen Notwendigkeiten und stilistischen Möglichkeiten zweier Sprachen geschärft ist, kann es ein Vergnügen werden, selbst zu übersetzen oder gelungene Übersetzungen mit ihrem Original zu vergleichen. Man sieht klarer die Techniken oder den Pfiff, mit denen bestimmte Probleme gemeistert wurden. Man gewinnt aber auch Maßstäbe, mit deren Hilfe man nachweisen kann, daß eine Übersetzung allzu ängstlich an der Form des Originals kleben geblieben ist.

Auch für die Betreuung der 2. Auflage danke ich Jutta Rösner herzlich. Meinem ehemaligen Erlanger Kollegen Heinz Haberzettl schulde ich großen Dank dafür, daß er mir seine aus Staatsexamensklausuren gewonnene Fehlersammlung (ca. 7500 Fehlerbeispiele) zur Verfügung gestellt hat.

HINWEIS ZUR SCHREIBUNG: Innerhalb einzelner Beispielsätze erscheinen Wörter, auf die die Aufmerksamkeit des Lesers gelenkt werden soll, in Kursivschrift. In insgesamt kursiven Sätzen und längeren Texten erfolgt Hervorhebung auch durch Unterstreichung oder andere graphische Mittel. Von ausdrücklich genannten Fällen abgesehen, werden grammatisch falsche Sätze durch einen vorangestellten Asterisk (*) gekennzeichnet. Die Abkürzung *vs* (für lat. *versus*) zeigt eine Gegensatzbeziehung an.

1. Syntax

1.1 Unterschiede im Satzbau

Dieses Kapitel soll mehr Klarheit in eine Materie bringen, die in ihren Bestandteilen seit langem wohlbekannt ist, aber bisher noch kaum eine systematische Beschreibung gefunden hat: die unterschiedlichen Vorlieben des Deutschen und Französischen bei der Konstruktion des einfachen Satzes. Die vier zu diskutierenden Tendenzen, die kontrastierend dem Deutschen und dem Französischen zugeschrieben werden, können sich gegenseitig verstärken, treten bisweilen aber auch in Konflikt zueinander. Ihr Zusammenspiel bestimmt typische Ausprägungen des Satzbaus beider Sprachen. In den folgenden Abschnitten schöpfe ich zunächst ungeniert aus dem reichen Beispielmateriale der bisherigen Sprachvergleiche, das natürlich stets die jeweils zu illustrierende Tendenz bestätigt... Das Problem besteht bei einem solchen Vorgehen nicht in den meist wenig ins Gewicht fallenden Gegenbeispielen, sondern in der mangelnden Repräsentativität des Materials. In zusammenhängenden Übersetzungen erweisen sich nämlich normalerweise – je nach Textart in 80% bis 95% der Fälle – identische Strukturierungen der deutschen und französischen Sätze als grammatisch möglich und stilistisch angemessen. Statistisch gesehen bildet also die von der vergleichenden Stilistik so ungeliebte wörtliche Übersetzung durchaus die Regel. Man schmälert keineswegs die Wichtigkeit der kontrastiven deutsch-französischen Analyse, wenn man sie als die Lehre von den Randzonen versteht, in denen Unterschiede zwischen zwei im übrigen ähnlich strukturierten Sprachen auftreten. Denn eben diese Nischen bilden den Prüfstein für die fremdsprachliche Kompetenz. Solche relativierenden Erkenntnisse ergeben sich allerdings nicht aus den vergleichenden Stilistiken, die meist vor lauter Gegensätzen den Blick für die Gemeinsamkeit verlieren, sondern aus statistischen Untersuchungen ähnlicher Texte beider Sprachen (s.u. 1.1.5). Da diese Auszählungen ohnehin der Gefahr einer polarisierenden Betrachtungsweise entgegenwirken werden, möchte ich zunächst die tatsächlich vorhandenen Kontraste an einigen seit etwa 90 Jahren immer wieder genannten Beispieltypen möglichst pointiert herausarbeiten. Die entsprechenden Erklärungsvorschläge führe ich als Thesen ein, damit sie dem Leser nicht als endgültige Forschungsergebnisse erscheinen.

Zuvor müssen aber einige Begriffe geklärt werden, wenn auch der Raum für die Diskussion des zugrundeliegenden Syntaxmodells – der Dependenz- oder Valenzgrammatik – fehlt. Im folgenden geht es ganz allgemein um **syntaktische Beziehungen** zwischen Wörtern und Wortgruppen. Zwei große Beziehungstypen sind vorab zu unterscheiden:

Gleichordnung (Koordination) und **Unterordnung** (Subordination). Gleichordnung bedeutet **gegenseitige Unabhängigkeit** der betreffenden Wörter; beispielsweise kann in *Ich habe Fritz und Otto gesehen* jeder einzelne der gleichgeordneten Namen wegfallen, ohne daß der Satz grammatisch falsch würde. Anders liegen die Verhältnisse bei der Unterordnung. Hier besteht **Abhängigkeit** (Dependenz): In *Sie ißt sehr schnell* hängt *sehr* syntaktisch von *schnell* ab (man kann sagen *Sie ißt schnell*, aber nicht *Sie ißt sehr*), und die Gruppe *sehr*